

# Ich sagen, wir sagen, nichts sagen

---

Peter Praschl

Vanity Fair | [arrog.antville.org](http://arrog.antville.org)

Fünf Jahre lang habe ich ein Weblog geschrieben, manchmal so manisch, dass ich mir im Nachhinein oft einbilde, es hätte mich geschrieben, mir ein neues Ich untergeschoben, nie zuvor hatte ich bemerkt, wie nahe Körper und Texte einander kommen können – es war, als hätte man Text ausgeatmet statt ihn bloß zu schreiben, sehr seltsam.

Warum ich damit begonnen hatte, weiß ich nicht mehr. Weil Weblogs da waren, weil Stefan gesagt hatte, ich solle mir Weblogs ansehen, *der nächste heiße Scheiß*, weil ich mit meinem anderen Schreiben nicht mehr weiterkam, weil aus dem Roman doch nichts wurde, weil der Journalismus kaum noch etwas hermachte, weil ich mich einsam fühlte, weil ich nicht einschlafen konnte, lange Zeit nämlich bin ich spät schlafen gegangen. Also schrieb ich mich hinein in dieses Aufschreibsystem, das damals noch nicht besonders viel konnte, es gab keine Kommentare, man konnte nicht sehen, von wem und wie vielen man gelesen wurde, es gab bloß eine Chance darauf, gelesen zu werden, aber man wusste nicht, ob man diese Chance auch verwandelte, und es hatte diese Chance vorher nicht gegeben, vor den Weblogs wäre der eine, der die Flaschenpost gefunden hätte, auch schon deren Endstation gewesen.

Allmählich werden Sie sich wahrscheinlich fragen, worauf das alles hinausläuft, aber genau das war die Frage, die, jedenfalls mir, endlich nicht mehr gestellt wurde, als es die Weblogs gab. Nicht einmal die eines hatten, verstanden es. Erst viel später versuchten wir, überhaupt irgendetwas zu verstehen – eigentlich nur, weil wir die Leute nicht leiden konnten, die uns allmählich wahrzunehmen begonnen hatten und in uns etwas witterten, eine Revolution des Veröffentlichens oder eine gigantische Peinlichkeit, und uns ihre Witterungen unter die Nase rieben, indem sie uns sagten, worauf das alles hinauslief, das Weblog-Schreiben, das Weblog-Dasein. Dass wir einsam waren, dass wir manisch waren, dass wir das alles nur taten, weil wir sonst nichts zu tun hatten, dass wir eitel waren; seltsam, daran zurückzudenken und dabei zu mer-

ken, wie oft, was sich als Verstehenwollen ausgibt, eigentlich nur ein Beleidigenwollen ist.

Irgendwie stimmte ja, was sie uns nachsagten: Wir waren einsam, wir waren eitel, uns fiel nichts Besseres ein als vor uns hinzuschreiben, wenn wir nicht ins Bett kamen, aber dass man einsam ist, will man sich ganz sicher nicht von jemandem sagen lassen, für den Einsamkeit bloß so etwas ist wie Lippenherpes, irgendetwas Peinliches, für das es Abdeckstifte gibt.

Also haben wir begonnen, uns selbst zu fragen, worauf das alles hinauslief, um den Leuten in den Arm zu fallen, die uns mit Erklärungsversuchen umzingelten, den Powerpointern, den Bewegungsbauern, den Terrainvermessern, den Zukunftswitterern, um ihnen zu sagen, dass sie sich in allem irrten, was sie dem Weblogschreiben nachsagten, schon aus Trotz. Aber man kann keine Hecken ziehen, nicht um das eigene Schreiben, irgendwann wird es gestutzt.

Seltsam, wie lange das funktioniert hat für mich. Jeden Abend setzte ich mich hin und schrieb, meistens wusste ich vor dem Hinsetzen nicht einmal, worüber, während ich das sonst beim Schreiben immer gewusst hatte. Ich schrieb, ohne zu wissen, worauf es hinauslief, bloßes Textatmen, etwas Vegetatives eher, Zungenreden, manchmal meldete sich jemand darauf, aber das war nicht besonders wichtig, denn lange Zeit waren die Leute, die sich meldeten, welche wie ich, Leute, die auch dasaßen und Texte atmeten, wie in einem Raum, in dem man nebeneinander sitzt und einander bemerkt, andere eben, die auch da waren, und gut dass sie da waren!, ein ziemlich seltsames Wir, das sich da eingestellt hatte, beiläufig, fast erstaunt, kein Wir, das sich durch irgendeinen Vertrag, eine gemeinsame Mission, eine Absicht gegründet hätte. Man mochte die Leute, die nichts anderes waren als Textatem, nach Mitternacht, ein seltsames Strömen, an dem man merkte, es war da noch jemand anderer, der auch atmete, im selben Raum, manchmal setzte der Atem eine Zeitlang aus, dann machte man sich Sorgen, manchmal war es ein Hecheln, dann wunderte man sich. Wie gesagt, lange war das fast etwas Vegetatives.

Jetzt, im Rückblick, kann ich natürlich verstehen, wie verwirrend das war und dass es nicht immer so weitergehen konnte. Das gibt es ja nicht, dass ein paar zehntausend Leute nebeneinander herschreiben, Texte, die auf nichts hinauslaufen, Ichs, die auf nichts hinauslaufen, ohne dass eine Verzweiflung aufkommt und der Wunsch, das alles endlich zu sortieren. Man kann nicht ewig so weitermachen, irgendwann muss es auf etwas hinauslaufen, geht nicht anders, man kann sich nicht ständig hinter Hecken verstecken. Irgendwann begann es, dass man Auskunft geben musste, Journalisten, Wissenschaftlern, Geschäftsmodell-Checkern, Vernetzern, Leuten, die etwas witterten und mit dieser Witterung etwas anfangen wollten, Systematisierungsdrang, Sortierkriterien, Ranglisten, all das, dem man zu entkommen versucht hatte, aber das war schon okay so, man wusste ja, auf Dauer ging das nicht gut.

Und man war ja selbst stolz darauf geworden, irgendwie, dass aus dem Nebeneinanderherschreiben etwas geworden zu sein schien, das bedeutsam schien, für das ständig neue Metaphern herumgeschoben wurden (und an einigen von ihnen war ich selbst beteiligt), das auf eine Art Revolution hinauslief, des Publizierens, des Selbstaudrucks, des Internets, oh Mann!, das hatte man gar nicht beabsichtigt, und das in Anspruch genommen werden konnte, User Generated Content, Leserreporter, Bürgerjournalismus, Promi-Blogs, Wahlkämpfe, Aufmerksamkeitsökonomie, Neocon-Netzwerke, Restmarktbeschöpfung. Unangenehm eben, plötzlich lief es auf etwas hinaus, plötzlich wurde man von Leuten mit diesem wissenden Grinsen gefragt, wie es denn dem Weblog ginge, plötzlich tauchte das in biografischen Angaben auf, »Peter Praschl, bekannt für sein Weblog sofa. rites de passage« und so ähnlich, plötzlich war das etwas wie die Mitteilung, dass man Klavier spielte oder kitesurfte, unheimlich.

Nicht, dass man es hätte geheim halten wollen, aber man wollte nicht Schwenkfutter sein, man wollte keine Biografie haben, man hatte die Biografie ja zersetzen wollen, in Ein-Satz-Einträge, in Redeflashed, in Texte, die auf nichts hinausliefen als vielleicht auf Ausatmen, man hatte einen unendlichen Text schreiben wollen, der auf gar nichts hinauslief, um herauszufinden, worauf das alles hinauslief und ob überhaupt, und im Wissen, dass man das wahrscheinlich nie herausfinden würde, weil man ja erst sterben muss, um eine Autopsie vornehmen zu können.

Gut war der Freestyle dabei, das Unformatierte, das Impulsive, das Platzhaben, das nicht auf Zeile schreiben, das Endlospapier im Virtuellen, das Rhythmische, *ein aus ein aus*, das Banale neben dem Tragischen, gut war das Zerfledderte, Verfranste, Gestolpere, das leise Reden, das Ich sagen, das auf nichts hinauslief, ein anderes Ich, als man es bisher vermutet hatte, keine Behauptung, eher eine Verwunderung, keine Selbstvermarktung, eher eine Selbstauflösung, kein Biokasten, eher Biomüll, so in der Art, kleine unscheinbare Bewegungen, die man nur selbst mitbekam, so wie man sich die Diagramme ansehen kann, auf denen die Mikro-Bewegungen protokolliert werden, die ein Soldat sagt, dem sein Vorgesetzter das Stillstehen befiehlt, der aber immer noch unaufhörlich zuckt, nur so, dass niemand es mitbekommt. Noch so eine Metapher, mit der man nicht weiterkommt.

Als ob es aufs Weiterkommen ankäme.

Nach fünf Jahren habe ich aufgehört damit, vorläufig, sage ich immer, man weiß ja nicht, ob es irgendwann weitergeht, irgendwas ist immer, manchmal noch die Versuche, undercover, unter anderem Namen, an unbekanntenen Orten zu schreiben, in Geheimblogs, die niemand kennt und deren Log-Ins ich selbst immer sofort wieder vergesse, funktioniert nicht, ist etwas anderes, ist bloß

eine Abstoßung, und Abstoßung ist ein falsches Motiv, um zu schreiben, so viel steht fest.

Fühlt sich seltsam an, immer noch, wenn auch nicht mehr so häufig, eine Mischung aus schlechtem Gewissen, Ortlosigkeit, Frühruhestand, Ichlosigkeit, als ob ich nichts mehr zu tun, mich verloren hätte. Manchmal lese ich bei den Leuten, die ich damals schon gelesen habe und die länger durchgehalten haben als ich, immer noch, sie atmen noch, manchmal ein wenig mühsamer, kommt mir vor, kommen schwer hoch, der *bureau bulot metro*-Effekt, kennt man ja von seinem Brotjob, aber das sind nur so Phasen, Lagerkoller, Herbstdepression, *ennui*, nichts Schlimmes. Das Schöne ist, dass es das alles immer noch gibt, immerzu geben wird, nichts mehr daran zu ändern, hat alles geklappt, Leute, die sich hinsetzen und zu schreiben beginnen, als würden sie ausatmen, muss nichts rumkommen dabei, nichts Wirkliches, hat nichts mit dem zu tun, was ihnen nachgesagt wird, meistens nicht jedenfalls, das Nachsagen wird ja gerne mal überschätzt. Irgendwas gegen die Einsamkeit, fürs Spätinsbettkommen, fürs Ich-Zersetzen, könnte man eine Erfolgsgeschichte nennen, wenn man Erfolgsgeschichten haben wollte, der unbesungene Ruhm der Weblogs, der nichts mit Klickraten und Technorati-Autorität zu tun hat. Ist eben eine leise Art zu reden. Eher beiseite.

Und jetzt? Keine Ahnung.

## **Autor**

**Peter Praschl**, geboren 1959 in Linz/Österreich, lebt in Berlin. Seit August 2008 Ressortleitung Kultur bei Vanity Fair (Berlin), davor in verschiedenen Positionen bei Wiener (Wien), Stern (Hamburg), Amica (Hamburg/München), Matador (München). Weblog »sofa. rites de passage« ([arrog.antville.org](http://arrog.antville.org)) mit Monika Rinck, Frank Wegner und Stefan Knecht.